

Wohltätigkeit ist kein Reformmodell

Genau müssen die Beobachtungen sein, will Sozialwissenschaft etwas bewirken: Arbeiten von Marie Jahoda in einer vorzüglichen Edition.

Die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“, im Jahr 1933 verfasst von Paul Lazarsfeld, Hans Zeisel und Marie Jahoda, zählt zu den Standardwerken der empirischen Sozialforschung. Marienthal war ein in der Nähe von Wien gelegenes Dorf, das massiv von einer Fabrikschließung betroffen war. Arbeitslosigkeit, so lautete die Kernaussage der Studie, bewirke Apathie und Resignation, sie bringe das Gemeinschaftsleben zum Erliegen. Marie Jahoda, damals Mitte zwanzig, hatte kurz davor ihr Psychologiestudium an der Universität Wien abgeschlossen. Als ambitionierte Forscherin am Beginn ihrer Karriere hätte sie die deutschsprachigen Sozialwissenschaften mit solchen Arbeiten auch weiterhin beleben können. Doch sie war nicht nur Sozialwissenschaftlerin, sie war auch Sozialistin und viele intellektuelle geprägt vom Roten Wien der Zwischenkriegszeit. Nach dem schrittweisen Abbau der Demokratie und der Errichtung einer austrofaschistischen Diktatur engagierte sie sich für die nun illegale Sozialdemokratie, wurde 1936 verhaftet und musste nach ihrer Freilassung 1937 ins britische Exil. Von dort ging sie 1945 in die Vereinigten Staaten, kehrte aber 1958 wieder nach England zurück; sie starb dort 2001 in hohem Alter.

Eine mehrbändige Edition will ihre Schriften nun wieder einer breiteren Leserschaft zugänglich machen. Als erster Band erschien unter dem Titel „Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930“ ihre 1932 abgeschlossene Dissertation. Nun liegen die Bände vor, die bereits in die Zeit nach Marienthal führen. Jahodas erste größere Forschungsarbeit im Exil kann freilich als eine Nachfolgestudie interpretiert werden. In „Arbeitslose bei der Arbeit“ (1938) untersuchte sie in teilnehmender Beobachtung ein von Quäkern organisiertes Projekt im walisischen Eastern Valley, in dem ehemalige Bergarbeiter Verbrauchsgüter für den eigenen Bedarf produzierten. Die Arbeit vermittelt zuerst rückblickend den durch unregelmäßige Arbeitszeiten getakelten, „jazzartigen Rhythmus“ des gesellschaftlichen Lebens im Kohlerevier. Danach stellt sie das Programm der Subsistenzproduktion vor, bei dem nur ein Teil der Arbeitslosen mitmachen wollte, und analysiert schließlich deren Einstellung zum Projekt.

Das Resümee fiel ernüchternd aus: Vieles, was in der Studie deutlich geworden war, etwa der illegale Weiterverkauf der produzierten Güter, aber auch Diebstahl,



Aus der Studie zum Selbstversorgungsprojekt im walisischen Eastern Valley in den späten dreißiger Jahren: die Gruppe der Schuhmacher

Abb. a. d. bespr. Band

dokumentierte eine mangelnde Identifikation der am Bedarfsdeckungsprojekt mitwirkenden Arbeitslosen. Diese konnten sich beispielsweise mit den geringen Löhnen, die unabhängig von der Arbeitsleistung ausbezahlt wurden, niemals anfreunden. Jahoda wies abschließend auch



Marie Jahoda: „Arbeitslose bei der Arbeit/Aufsätze und Essays“. Hrsg. von J. Bacher, W. Kannonier-Finster und M. Ziegler. Studienverlag, Wien/Innsbruck/Bozen 2019. 2 Bände im Schuber, 634 S., Abb., geb., 49,50 €.

noch explizit darauf hin, dass Wohltätigkeit eben nicht zu Gesellschaftsveränderungen führen könne. Doch aus Rücksicht auf einen der Organisatoren, der durch das gescheiterte Projekt sein Lebenswerk zerstört sah, verzichtete sie auf eine Veröffentlichung; die Arbeit erschien erst 1987 in einer gekürzten Version.

Der Band „Aufsätze und Essays“ versammelt insgesamt achtzehn Texte, die ursprünglich zwischen 1937 und 1997 erschienen waren. Sie sind von den Heraus-

gebern in thematische Felder untergliedert, die von Sozialpsychologie und Sozialwissenschaft über Antisemitismus- und Vorurteilsforschung, von Konformität und Freiheit bis zu Sozialpsychologie der Arbeit reichen. Jedem einzelnen Beitrag sind Informationen zum Entstehungskontext vorangestellt. Als Sozialpsychologin und Sozialwissenschaftlerin vertrat Marie Jahoda einen nichtreduktionistischen Ansatz, der Feldforschung und die Berücksichtigung des sozialen Kontexts dem Laborexperiment vorzog und immer nach den empirischen Grundlagen von Theorien fragte.

Bemerkenswert erscheinen ihre Beiträge aus ihren Jahren in den Vereinigten Staaten, die das gesellschaftspolitische Klima der McCarthy-Ära reflektieren. Welche Folgen haben die antikommunistisch motivierten Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen der Regierung auf Bundesbeamte? So lautete eine der von ihr behandelten Forschungsfragen. Wenn sich ihre Hypothesen bestätigen sollten, so das Resümee der empirischen Studie, dann würden „als unintendierte Konsequenz ihrer Wirkungsweise jene großen Traditionen der amerikanischen Demokratie untergraben, die sie bewahren hätten sollen“. Da-

mit waren unter anderem geistige Freiheit und gesellschaftlicher Pluralismus gemeint, und das waren starke Worte für eine Sozialistin in den Vereinigten Staaten der frühen fünfziger Jahre.

Viel später erst wurde Marie Jahoda auch im deutschsprachigen Raum wieder wahrgenommen. 1982 etwa hielt sie eine Rede auf dem SPD-Parteitag in München, in der sie die Bedeutung der Arbeit für Mensch und Gesellschaft betonte, gleichzeitig aber für die 30-Stunden-Woche eintrat. Nicht nur dieser Diskurs scheint heute weitgehend vererbt zu sein, auch die damals gelebte Tradition der deutschen Sozialdemokratie, intellektuelle als Redner zu ihren Parteitag einzuladen, ist lange vorüber. Marie Jahoda war übrigens die erste Frau unter ihnen. Mit über achtzig Jahren stellte sie sich die Frage: „Was heißt es, jüdisch zu sein?“ Ausgehend von ihren autobiographischen Reflexionen als nichtreligiöse Jüdin, stellte sie fest, dass ihre jüdische Identität eine zuge schriebene, von der Umgebung definierte sei, nicht eine, die sie selbst gewählt hatte. Doch jemand, der wie sie im antisemitischen Österreich aufgewachsen sei, bemerkte sie gleich zu Beginn, könne das unmöglich jemals vergessen. Nach Angaben

der Herausgeber war auch die aktuelle Relevanz ein Auswahlkriterium der Beiträge. Der Essay „Publizieren oder nicht publizieren“, basierend auf einem Vortrag, in dem sie von ihren unveröffentlichten Arbeiten erzählte, verdeutlicht das. Der von ihr hier kritisch kommentierte Trend des „publish or perish“ dürfte sich seit der Erstpublikation des Textes im Jahr 1981 deutlich verstärkt haben. Ob es nicht nachhaltiger sei, so ihre abschließende Frage, retrospektiv einem Auditorium zu erzählen, was es verpasst habe, als im Zuge einer Flut hochspezialisierter Publikationen Beiträge zu veröffentlichen, die schlichtweg niemand lese.

Für die hier vorliegenden Texte, die in zwei ansprechend gestalteten und im Fall von „Arbeitslose bei der Arbeit“ auch mit interessantem Fotomaterial versehenen Bänden herausgebracht wurden, gilt das freilich nicht. Sie sind – trotz mancher notwendigerweise zeitgebundener Passagen – überaus lesenswerte Dokumente einer neugierigen, immer auch selbstkritischen Sozialwissenschaft, die, auf genauer Beobachtung basierend und in klarer Sprache verfasst, das den Anspruch erhebt, intellektuell in Gesellschaft und Politik zu intervenieren. GÜNTHER SANDNER

Alter Kölner Liebeszauber

Eine Universität ist vieles, aber zu nächst einmal ein ganz realer Ort, an dem Wissenschaft nicht nur praktiziert, sondern gelebt wird. Was man hier kennen muss, wird oft nur mündlich tradiert. Initiiert durch den Theaterwissenschaftler Peter W. Marx und den Direktor der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, Hubertus Neuhausen, legt die größte deutsche Präsenzuniversität nun immerhin eine Art wilde Schatzkarte vor, die von Kostbarkeit zu Kostbarkeit führt.

Neben wertvoller Tresorware sind das Insignien akademischer Praxis, Rätselobjekte, Memorabilia und profane Wohlfühlöfen wie die unverwüstliche italienische Kaffeebude auf dem Albertus-Magnus-Platz. Man erfährt Näheres über das 180 Millionen Jahre alte Ichthyosaurier-Fossil im Besitz des Geologischen Instituts, über Kölner Mundartbibeln, die noch vor Luthers Übersetzung gedruckt wurden, teure Teilchenbeschleuniger, ein altägyptisches Leinentuch mit Liebeszauber, eine Scheibe Mondgestein, die Basler Tauler-Ausgabe von 1521, ein unlängst (in einem Einband) entdecktes Ablassplakat aus dem Kölner Dom (um 1515), den von Konrad Adenauer gestifteten silbernen Rektorbecher (Mittelalterkitsch) oder ein frühneuzeitliches Kochbuch mit Bärenrezepten. Auch einen extrem langen Totenbuch-Papyrus aus dem Jahr 600 v. Chr. nennt die Universität ihr Eigen, ebenso eine der selten Erstaussgaben von Shakespeares Gesamtwerk („First Folio“ von 1623) und das kleinste Buch der Antike, einen nur wenige Zentimeter messenden Codex über die Jugend des Religionsstifters Mani.

Nicht weniger interessant als all die Schriften, Skulpturen und Fossilien (darunter berühmte Fälschungen) sind Kuriosa wie ein rosenkranzartiges Orchidometer, das der Bestimmung der Hodengröße Heranwachsender diente, das Toilettenkabinett des Kölner Kunstsammlers Wolfgang Hahn oder ein Playstation-2-Controller in Kettenagenoptik. Jedes dieser Objekte erzählt eine Geschichte vom Staunen zum Wissen und zurück. Das bunte Durcheinander ist dabei eine schöne Zugabe. So zieht einen der großformatige Bildband nicht nur in ein universitäres Biotop hinein, sondern führt ganz plastisch vor Augen, wie sich Wissen innerhalb eines „Parcours von Anekdoten“ verorten lässt. OLIVER JÜNGEN

Peter W. Marx und Hubertus Neuhausen: „Schatze der Universität zu Köln“. Greven Verlag, Köln 2019. 232 S., Abb., geb., 28,- €.

Afrikanische Einsprüche

Der kenianische Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o gilt seit langem als aussichtsreicher Kandidat für den Literatur-Nobelpreis. In seinem vielseitigen Werk, das Theaterstücke, Romane, Novellen und Essays umfasst, kommt der Rolle von Sprache sowohl für die Schaffung von Machtstrukturen als auch für das Streben nach Autonomie und Selbstentfaltung eine besondere Bedeutung zu. Wiederholt hob Ngugi hervor, dass nichts eine Kultur so gefährde wie der Verlust ihres Idioms. Ende 1977 wurde der damalige Dozent an der Universität Nairobi wegen eines provokanten Theaterstücks, das er in seiner Muttersprache Kikuyu verfasst hatte, ohne Prozess ins Gefängnis gesteckt und gefoltert. Er fand in England Asyl und siedelte später in die Vereinigten Staaten über, wo er an verschiedenen renommierten Hochschulen unterrichtete.

Während Ngugis fiktionales Œuvre hohe Anerkennung erfuhr, wurden seine essayistischen Arbeiten bisher wenig wahrgenommen. Ein Band versammelt nun sieben zu meist aus Vorträgen entstandene politisch-historische Texte aus drei Dekaden. Viele der schönkloos vorgebrachten Argumente sind freilich nicht wirklich neu. Mit scharfen Worten beklagt der Autor etwa, dass die komplexe Wirklichkeit afrikanischer Politik weiterhin auf „Stämme“ und „Tribalismus“ reduziert werde. Und er erteilt der verbreiteten Vorstellung, dass Europa für Afrikaner das Paradies bedeute, eine vehemente Absage. Aufschlussreich sind die Ausführungen zu Afrikas Bedeutung im nuklearen Wettlauf. Ngugi hebt hervor, dass der Kontinent eine zentrale Quelle für Uran darstellt. Die Geschichte der drei führenden westlichen Nuklearmächte Frankreich, Großbritannien und Vereinigten Staaten sei nicht nur eng mit Sklaverei und Kolonialismus verknüpft – auch die Nuklearbewaffnung geheher derselben Neigung, nämlich zur „Verachtung für das Leben anderer Menschen, vor allem für das Leben Schwarzer“. ANDREAS ECKERT

Ngugi wa Thiong'o: „Afrika sichtbar machen!“ Essays über Dekolonisierung und Globalisierung. Aus dem Englischen von Thomas Brückner. Unrast Verlag, Münster 2019. 153 S., br., 14,- €.

Grässlicher Konzeptsoldat im Schützengraben

David Diop schickt einen Schwarzafrikaner auf Rachefeldzug in den Ersten Weltkrieg

Während des Ersten Weltkriegs empörte sich Thomas Mann über die Kriegspropaganda der Franzosen und Engländer, die höchst effektiv die Deutschen als Hunnen, Barbaren, Kinderschlächter oder als fettleibige, mit monströsen Darmschläuchen ausgestattete Untermenschen präsentierte. Dagegen versuchte er in seinen polemischen Kriegsartikeln Gegenbilder zu entwickeln, so die folgende Darstellung eines französischen Kriegers: „Ich zeige Ihnen ein Bildchen. Ein Senegalese, der deutsche Gefangene bewacht, ein Tier mit Lippen so dick wie Kissen, führt seine graue Pfote die Kehle entlang und gurgelt: ‚Man sollte sie hinmachen. Es sind Barbaren.‘“

Tier, Pfoten, Kissenlippen – ja, wenn das kein Rassismus ist. Thomas Mann veröffentlichte den Essay, in dem diese Sätze zu lesen sind, im April 1915. In jenen Tagen beschäftigte auch Max Weber das Erscheinen des „Senegalesers“ auf den europäischen Kriegsschauplätzen. In einem Brief vom 13. April 1915 reflektierte er über die Spannung von Kultur und Barbarei, in der sich die deutschen Soldaten befänden, nicht aber die „Wilden“ aus den Kolonien. Es gebe Menschen, die „inmitten einer raffinierten Kultur leben“, aber „trotzdem draußen dem Grausen des Krieges gewachsen sind – was für den Senegalese keine Leistung ist!“

Nicht die industrielle Kriegsführung rief Entsetzen bei deutschen Intellektuellen hervor, sondern der Einsatz schwarzer Soldaten, rekrutiert aus den Kolonien. Wenn die Stahlgewitter Millionen junge Männer zerfleischen, dann ist dieses mit technologischer Sachlichkeit ausgeführte Inferno auf der Höhe europäischer Zivilisation, die erst durch die Machete gefährdet ist, eine Waffe, mit der die schwarzen Soldaten wegen des



Hoch ausgezeichnet in Frankreich für seinen Debütroman: der 1966 in Paris geborene David Diop

Foto Laif

Abschreckungseffektes gezielt ausgestattet wurden. In der Machete symbolisiert sich die Mordlust des Wilden. Für die deutsche Kriegspublizistik hatten die Franzosen mit dem Einsatz von Afrikanern das Abendland verraten.

Jetzt hat sich der 1966 in Paris geborene frankosenegalesische Schriftsteller David Diop dieses Themas angenommen, das in der umfangreichen Erzählliteratur über den Ersten Weltkrieg bisher kaum behandelt wurde. Sein Roman „Nachts ist unser Blut schwarz“ beschäftigt sich allerdings nicht dokumentarisch mit dem Schicksal der 180 000 „Senegalschützen“ in den französischen Verbänden, sondern betreibt literarische Identitätsforschung anhand eines Einzelfalles, der den Lesern mit den Mitteln der Introspektion beklemmend nahegebracht wird.

Bereits im ersten Kapitel liegt der Ich-Erzähler Alfa Ndiaye unter einem Himmel von eiskaltem Blau in einem Erdloch bei seinem schwer verwundeten Kameraden und Kindheitsfreund Mademba Diop, mit dem zusammen er aus einem Dorf in Senegal nach Frankreich gekommen ist. Das Bajonett eines deutschen Soldaten hat Mademba den Bauch aufgerissen. Seine herausgequollenen Gedärme betastend, fleht er den Freund wieder und wieder an, seine Leiden abzukürzen und ihn zu töten. Alfa kann sich zu diesem schrecklichen Freundschaftsdienst jedoch nicht durchringen, und so stirbt Mademba stundenlang vor sich hin.

Bald darauf beginnt Alfa seinen persönlichen Rachefeldzug. Das erlebte Grauen wird ihm zu einer Urszene, die er immer von neuem wiederholt – nun aber mit deutschen Soldaten, die er nach den Angriffen in Erdlöcher verschleppt, wo er ihnen den Bauch öffnet, ihre Organe herausnimmt und ihnen beim langsamen

Sterben zusieht. Schließlich hackt er ihnen eine Hand ab, die er als Trophäe mit zurückbringt in den Unterstand. Anfangs sind seine Vorgesetzten noch begeistert von seinem Mut, bis ihnen die Sache mit den Händen unheimlich wird. Er solle es doch bitte nicht übertreiben: „Deine Art der Kriegsführung ist ein bisschen zu wild.“ Auch seinen Kameraden erscheint der Afrikaner bald von einem bösen Geist besessen. Schließlich wird er zur psychiatrischen Begutachtung ins Hinterland geschickt.

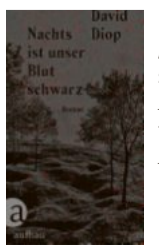
Offenkundig geht es David Diop um die Auseinandersetzung mit der rassistischen Ideologie über die „Schokosoldaten“. Weil es den Deutschen graut vor den „Kannibalen“ und „Zulus“, ist es ihr Auftrag, möglichst martialisch den „Wilden“ zu geben. Wenn sie nach dem Pfiff zum Angriff aus dem Schützengraben springen, müssen sie ungeachtet ihrer Todesangst die blutrünstigen Barbaren mit dem Wahnsinn in den Augen spielen. Alfa Ndiaye jedoch kommt ihnen bald wie ein wirklich Wahnsinniger vor, der sich womöglich nur verstellt, solange er sich mit ihnen in den Unterständen aufhält. Als Ich-Erzähler erscheint Alfa aber durchaus nicht verrückt. Er wirkt eher wie eine Art grässlicher Konzeptkünstler, der mit abgehackten Händen und Gedärmen arbeitet, um das rassistische Klischee vom wilden Schwarzen zu erfüllen. Er habe eine Figur erfunden, schreibt David Diop im Nachwort, „die sich des negativen Bildes bewusst wird, das mit ihrer Negritude verbunden ist“. Die Leser sollen sich fragen, worauf die Darstellung des „Anderen“ in Konfliktsituationen eigentlich fuße.

Es geht in diesem Roman also weniger um realistische Kriegsdarstellung als um Belehrung. Alfa Ndiaye erscheint wie die plakative Ausgeburt eines Regietheatermachers, der allerhand Gedanken

über das „Othring“ und die Ideologie der Wildheit im Kopf hat – und womöglich auch auf die Kolonialverbrechen in Kongo anspielen will (wo den Sklaven oft als Bestrafung die Hände abgehakt wurden). Das alles mag gut gemeint sein, aber das Diskursive gewinnt Oberhand über die Darstellung, mit der Wirkung, dass die splatterhafte Grausamkeit der Beschreibungen aufgesetzt und ausgedacht wirkt. Das ist eine erstaunliche Schwäche des Romans angesichts des realen Kontextes – eines Schützengrabenshorrors, in dem doch fast jede Bestialität plausibel erscheint.

Der zweite Teil spielt in Senegal und rekapituliert Ereignisse aus der Jugendzeit von Alfa und Mademba. Ihre „Seelenbruderschaft“ entwickelt sich aus der gegenseitigen Faszination zweier stereotyp entgegengesetzter Charaktere. Mademba ist ein Kopfmenschen mit ungeschicktem mageren Körper, Alfa eine sportliche Kraftnatur. Es werden erste sexuelle Erfahrungen mit Frauen geschildert, und auch dabei bekommt man es mit einem gewissen Innereien-Tick zu tun, so dass sich nachträglich der Eindruck aufdrängt, bei dem Aufschlitzen der Leiber und dem Herausnehmen des Gedärms in den Kriegsszenen sei ebenfalls eine abartige sexuelle Note im Spiel.

Diops Sprache bemüht sich um einen rhythmisierten, litaneihaften, poetisch-archaisierenden Duktus. Eine Weile hat das durchaus Kraft, aber man könnte einwenden, dass dieser Stil klischeehaft afrikanisiere. Und wenn man zum hundertsten Mal die Floskel „bei der Wahrheit Gottes“ lesen muss – der Autor flücht sie in jedem dritten Satz ein –, wird es geradezu nervtötend. Kurz: Dieser Roman verherbt sich an einem gewichtigen Thema. In Frankreich wurde er gleich mit mehreren bedeutenden Literaturpreisen ausgezeichnet. WOLFGANG SCHNEIDER



David Diop: „Nachts ist unser Blut schwarz“. Roman. Aus dem Französischen von Andreas Jandl. Aufbau Verlag, Berlin 2019. 160 S., geb., 18,- €.